

# Valerie, nicht alle Träume sind Trug

## Inhoud

1. Die „Flüster“-Kampagne .....	5
2. Die beginnende Liebe ist süß, das Ende ist bitter ...	24
3. Der Sonntagsschullehrer .....	45
4. Der Octopus in Kiew .....	112
5. Der Pijler und der Plompert .....	163
6. Der Schmetterling .....	184
7. Bruderkrieg kennt keine Gewinner .....	202
8. Valerie .....	230
9. Der Spiegel des Lycurgus .....	271
10. Festangestellte bei Remmers .....	296

## Vorwort

Ich werde oft gefragt, ob diese Geschichten auch wahr sind. Dazu kann ich mich kurzfassen. Die meisten Ereignisse haben tatsächlich stattgefunden. Andere hätten stattfinden können. Und wieder andere passieren jeden Tag, ohne dass sie jemand bemerkt.

Was gibt es Schöneres, als Menschen in freier Wildbahn zu beobachten? Ich überlasse es gerne dem Leser, zu entscheiden, wo die Realität endet, und die Fantasie beginnt. Freiheit, vor allem auch im Denken, ist von unschätzbarem Wert, auch wenn sich im Nachhinein herausstellt, dass es sich um eine Illusion gehandelt hat.

Seien Sie mal ehrlich: Wie frei sind Sie im Geflecht aus gesellschaftlichen Verpflichtungen und natürlichen Trieben? Sind Sie der Hauptdarsteller in Ihrem eigenen Leben oder nur eine Statistenrolle? Der ehemalige Bürgermeister von Parramatta (Australien), John Haines, ein Vietnam-Veteran, sagte 1993 zu mir, dass der Mensch von drei Dingen angetrieben wird: Angst, Gier und Angst.

Die Angst, aus dem eigenen Käfig zu entkommen, steht für viele Menschen im Widerspruch zu einem abenteuerlichen Leben. Das Festhalten an Scheinsicherheiten, Illusionen und Wunschdenken macht einen nicht frei. Andere zeigen selbstzerstörerisches Verhalten in Form von allerlei Abhängigkeiten.

Sind diese Abhängigkeiten nicht allesamt Facetten desselben Kristalls: existenzielle Leere und Linderung von Schmerz und Trauer? Das Leben ist ein Film mit Höhen und Tiefen. Sorge dafür, dass es ein verdammt guter Film wird! Ich weise den düsteren Gedanken vieler Philosophen, dass das Leben ein einziger großer Leidensweg sei, entschieden zurück.

Das erscheint mir als völliger Unsinn. Vielleicht ist der Sinn des Lebens die Reise selbst. Das Ziel spielt eine untergeordnete Rolle. Trau dich zu leben. Rückschläge und Trauer prägen deine Persönlichkeit mit und fördern deine Selbstständigkeit und deine Belastbarkeit. Wärme kannst du nur schätzen, wenn du Kälte kennst.

Alle guten Dinge im Leben haben ihre Gegensätze. Ohne diese Gegensätze erlebst du nichts, auch keine Gerechtigkeit. Mein Name ist Dik Momus, Beobachter, Forscher, Biograf, Kommentator und Berichterstatter in den Diensten der Malebolge. Meine Aufträge sind sehr unterschiedlich, aber im Kern läuft es immer auf dasselbe hinaus: Wie war es nun wirklich und warum handelten die Menschen so, wie sie handelten?

Für mich sind das Streben nach Wahrheitsfindung, Ehrlichkeit und Gerechtigkeit die wichtigsten Tugenden und Prüfkriterien. Das bedeutet nicht, dass ich die Weisheit gepachtet habe, aber schon, dass ich versuche, meine Schlussfolgerungen mit logischen und plausiblen Argumenten zu untermauern.

Das scheint in unserer heutigen Zeit, vor allem in politischen Kreisen, zu einer großen Ausnahme geworden zu sein.

# 1. Die „Flüster“-Kampagne

Auftrag an Dik Momus: Gebe diesem Fall auf den Grund und bringe Licht ins Dunkel. Handelt es sich um die völlige Unschuld von Paarekettung oder um geteilte schuld? Hat sie das Unheil selbst heraufbeschworen und gibt es Karma? Sind nicht gerade diejenigen, die am meisten von Integrität sprechen, selbst am wenigsten integer? Das Urteil überlasse ich dem Leser.

Mein Name ist Dik Momus. Ich bin Reporter bei der Fünften Schlucht von Maleboge. Das klingt ernster, als es ist, obwohl ich zugeben muss, dass wir eine vielbeschäftigte Abteilung sind. In der Ersten Schlucht werden Tyrannen behandelt, in der Zweiten Bankiers, in der Dritten falsche Propheten und in der Vierten Menschen, die in Talkshows „bei allem Respekt“ sagen, kurz bevor sie jemanden vernichten.

Die Fünfte Schlucht ist denen vorbehalten, die andere mit hochtrabenden Worten zu Fall bringen. Wir bekommen viel Kommunalpolitik zu bearbeiten. Mein Chef, ein blasser Mann mit einem Gesicht, als hätte er schon bei seiner Geburt Einwände gegen die Umstände erhoben, legte eines Morgens eine dünne Akte auf meinen Schreibtisch. „Jenevercity“, sagte er.

Ich schaute mir den Einband an. „Schon wieder eine Gemeinde?“ „Eine besondere.“ „Das sagen sie doch alle.“ „Diese hier flüstert.“ Ich seufzte. „Alle Gemeinden flüstern.“ „Diese hier hat es zur offiziellen Politik gemacht.“ Das weckte mein Interesse. „Worum geht es?“ „Ein Bürgermeister. Eine Paarkette.“

„Schuldig?“ „Nicht genug.“ „Unschuldig?“ „Auch nicht genug.“ „Also menschlich?“ „Genau. Deshalb schicken wir dich.“ Ich öffnete die Akte. Es war kaum Papier darin. Nur eine Liste mit Namen: Paarelkettling, Stampertje, Blaue, Rookgordijn, Lange Jaap, Steekel, Teek, Hugo Vlot.

„Was soll ich tun?“ „Beobachten.“ „Darf ich eingreifen?“ Mein Chef sah mich an, als hätte ich vorgeschlagen, die Schwerkraft vorübergehend aufzuheben. „Wir greifen niemals ein. Wir notieren. Der Mensch hat freien Willen.“ „Glauben Sie das immer noch?“ „Nein. Aber es steht schön in unserer Broschüre.“ So kam ich nach Jenevercity. Jede Stadt hat ihren eigenen Klang.

In manchen Städten hört man das Meer. In anderen Städten Straßenbahnen, Marktverkäufer, Kinder, Hunde oder Kirchenglocken. In Jenevercity hörte man vor allem Flüstern. Es begann hinter Vorhängen, bei Tassen Kaffee, in den Fluren des Rathauses, beim Bäcker, in Wartezimmern, auf Geburtstagsfeiern und, wenn es wirklich ernst wurde, im lokalen Internetforum von Teek.

Teek war ein ehemaliger Journalist, was in Jenevercity bedeutete, dass er zwar immer noch schrieb, aber niemand ihn mehr bezahlte. Das machte seine Feder nicht weniger scharf, wohl aber bissiger. Er hatte Augenbrauen, die für sich allein schon eine Oppositionsfraktion bilden konnten, und sah immer so aus, als hätte er gerade ein Verbrechen aufgedeckt, selbst wenn jemand nur ein Rosinenbrötchen bestellte.

Seine treue Informantin war Steekel. Sie war ebenfalls ehemalige Journalistin, ehemalige Vertraute, ehemalige Assistentin, ehemalige Freundin, ehemaliges Opfer und eigentlich alles Mögliche, außer alt im Groll.

Darin war sie jung, gelenkig und unermüdlich. Tagsüber lief sie mit einer Einkaufstasche durch die Stadt. Nachts, so behaupteten böse Zungen, flog sie tief über die Dächer der Broersvest auf der Suche nach neuen Fakten. Nur nannte man in Jenevercity eine Vermutung schnell schon eine Tatsache und eine Tatsache schnell schon einen Beweis, vor allem, wenn man sie gegen jemanden verwenden konnte.

Ich bezog ein Zimmer in einem Hotel am Kai. Der Wirt schenkte mir ein Glas Jenever ein und blickte sich um, als könnten die Lampen mithören. „Sie sind doch sicher wegen ihr gekommen?“ „Wegen wem?“ Er beugte sich zu mir hin. „Der Bürgermeisterin.“ „Welche Bürgermeisterin?“

Er erblasste. „Leise.“ Das war meine erste Lektion in Jenevercity: Je weniger man wusste, desto leiser sprach man. Am nächsten Morgen traf Paarelketting ein. Sie stieg aus einem schwarzen Auto, blickte auf das alte Rathaus und dachte: Hier muss Ordnung herrschen.

Das war ihr erster Fehler. In Jenevercity konnte man vieles ertragen: überfällige Instandhaltungsarbeiten, verdorrte Grünanlagen, undichte Dächer, unverständliche Strategiepapiere, Stadträte, die drei Viertelstunden lang redeten, ohne auch nur einen Gedanken zu formulieren. Aber Ordnung? Das ging zu weit.

Paarelketting war energisch, scharfsinnig, ehrgeizig und direkt. Sie sprach Sätze aus, an deren Ende ein Punkt stand. Das wurde ihr nicht verziehen. In Jenevercity musste ein Verwaltungsbeamter Sätze mit einem Komma, drei Vorbehalten, zwei Entschuldigungen und einem Verweis auf weitere Beratungen aussprechen.

Bei ihrer ersten Sitzung sagte sie: „So werden wir es machen.“ Es herrschte Stille, als hätte sie einen Staatsstreich angekündigt. Stadtrat Blaue blickte auf seine Unterlagen. Fraktionsvorsitzender Stampertje zupfte an seinem Strickpullover. Schriftführer Rookgordijn lächelte. Niemand wusste warum.

Genau das war das Beunruhigende. Rookgordijn hatte ein Gesicht, das nie genau verriet, was er dachte, und Augen, die stets auf der Suche nach einem Fluchtweg zu sein schienen. Er beherrschte die Kunst, präsent zu sein, ohne Verantwortung zu tragen. Wenn etwas gut lief, hatte er es immer vorbereitet.

Wenn etwas schiefging, stellte sich heraus, dass er zufällig nicht anwesend gewesen war. „Herr Vorsitzender“, sagte Stampertje langsam, „ich möchte doch kurz anmerken, dass wir in dieser Stadt an einen sorgfältigen Prozess gewöhnt sind.“ „Einen sorgfältigen Prozess?“, fragte Paarelketting. „Gewiss.“ „Aber seit zwölf Jahren ist nichts passiert.“

„Genau deshalb“, sagte Stampertje, „dürfen wir jetzt nichts überstürzen.“ Das hielt der Rat für eine außerordentlich kluge Antwort. Paarelketting verstand noch nicht, dass Stillstand in Jenevercity kein Mangel an Politik war, sondern ein kulturhistorisches Gut.

In den ersten Monaten arbeitete sie wie ein weißer Tornado. Akten verschwanden von den Stapeln. Beschlüsse wurden gefasst. Beamte, die sich jahrelang sicher hinter Formulierungen wie „im Prinzip“, „noch zu prüfen“ und „im Rahmen der geltenden Vorschriften“ versteckt hatten, begannen unruhig zu schlafen. Auch auf der Straße merkte man etwas.

Ein Unternehmer erhielt endlich eine Antwort. Ein Park wurde saniert. Eine Baufälligkei wurde in Angriff genommen. Die Stadt bekam sogar – zum Entsetzen einiger – ein wenig Glanz. „Sie tut zu viel“, sagte Stampertje. „Sie tut es zu schnell“, sagte Blauwe. „Sie tut es ohne ausreichende Unterstützung“, sagte Houtwurm.

„Sie tut es“, sagte Rookgordijn. Damit war die Sache ernst. Denn wer wirklich etwas tut, macht sich Feinde unter denen, die jahrelang nichts getan und darin eine gewisse Würde entwickelt hatten. Die Spitzenbeamten von Jenevercity waren eine besondere Spezies.

Sie trugen dunkle Anzüge, lasen die Notizen der anderen nicht, lobten aber deren Qualität aus kollegialer Selbstschutzhaltung. Sie waren Meister darin, Texte zu verfassen, in denen nichts stand. Ihr größtes Talent bestand darin, Schlussfolgerungen zu formulieren, denen jeder zustimmen konnte, weil niemand verstand, was genau damit gemeint war.

Sie sprachen oft von Integrität. Das taten sie vor allem in Sälen mit Kaffee, Keksen und Präsentationsbildschirmen. „Integrität“, sagte Gemeindesekretär Redelijck während eines Fortbildungstages, „ist das Fundament des Vertrauens.“ Alle nickten. Das tat man immer, wenn es um Fundamente ging.

Anschließend stand Personalchef Hugo Vlot auf. Er hatte das fröhliche Gesicht von jemandem, der Umstrukturierungen als „Entwicklungsmöglichkeiten“ bezeichnete. „Wir streben“, sagte er, „eine herzliche Unternehmenskultur an, in der sich jeder Mitarbeiter sicher fühlt, seine Gefühle mitzuteilen.“

„Wie viele Mitarbeiter wurden letzten Monat für überzählig erklärt?“, fragte jemand aus dem hinteren Teil des Raums. „Dreiundvierzig“, sagte Hugo Vlot. „Haben sie sich sicher gefühlt?“ „Das ist ein Prozess.“ „Welcher Prozess?“ „Ein sorgfältiger Prozess.“ Damit war die Frage beantwortet.

Hugo Vlot sprach ausschließlich in Worten, die keine Spuren hinterließen. Entlassung hieß Mobilität. Angst hieß Wahrnehmung. Groll hieß Signal. Unfähigkeit hieß Entwicklungspotenzial. Feigheit hieß administrative Sensibilität.

Wenn er jemanden vor die Tür setzte, tat er das mit so viel Einfühlungsvermögen, dass sich der Betroffene fast schuldig fühlte, weil er traurig war. Paarelketting durchschaute diese Art von Sprache nur allzu schnell. „Sagen Sie doch einfach, was Sie meinen“, sagte sie einmal zu Hugo Vlot.

Er sah sie an, als hätte sie ihn gebeten, nackt durch die Kantine zu laufen. „Aber Frau Bürgermeisterin“, sagte er, „wir müssen die menschliche Dimension wahren.“ „Welcher Mensch?“ „Der Mitarbeiter.“ „Welcher Mitarbeiter?“ „Der Mitarbeiter im allgemeinen Sinne.“ „Den gibt es nicht.“

Hugo Vlot notierte später in seinem Tagebuch: Die Bürgermeisterin zeigt ein begrenztes Gespür für organisationspsychologische Nuancen. Die Flüsterkampagne begann nicht mit einer Lüge. Das tun gute Flüsterkampagnen niemals. Sie begann mit einer Frage. „Ist Ihnen auch aufgefallen, dass Paarelketting ziemlich dominant ist?“ Das war noch keine Anschuldigung.

Nur eine Frage. Darauf folgte eine zweite Frage. „Finden Sie ihren Stil eigentlich verbindend?“ Dann eine dritte. „Ist es normal, dass ein Bürgermeister so viele Akten liest?“

Innerhalb von drei Wochen war von einem Führungsstil die Rede. Innerhalb von sechs Wochen von einem Problem. Innerhalb von drei Monaten war von einer Kultur die Rede. Und als schließlich der Begriff „Angstkultur“ fiel, wusste niemand mehr, wer ihn geprägt hatte, aber jeder war sich sicher, dass er ihn schon seit Jahren gespürt hatte.

Steekel spielte dabei eine Hauptrolle. Sie hatte das erstaunliche Talent, in jedem Ereignis ein Muster zu erkennen. Wenn Paarelkettling einen Beamten nicht grüßte, war das Einschüchterung. Wenn sie ihn grüßte, war das Manipulation.

Wenn sie schwieg, war sie eiskalt. Wenn sie sprach, war sie dominant. Wenn sie lachte, war sie hochmütig. Wenn sie nicht lachte, war sie kühl. „Es stimmt alles“, sagte Steekel zu Teek. „Was stimmt denn genau?“, fragte Teek. „Alles.“ Das reichte aus.

Teek schrieb an diesem Abend einen Beitrag in seinem Forum unter dem Titel: Fragen zur Verwaltungskultur nehmen zu. Welche Fragen zunahmen und bei wem, wurde nicht erwähnt. Das erhöhte die Glaubwürdigkeit. Am nächsten Tag sprach der Bäcker darüber. Der Metzger wusste mehr darüber.

Der Florist war sich sicher, dass Paarelkettling duftlose Blumen bestellte. Eine pensionierte Lehrerin behauptete, sie habe zu Hause einen Hund, der nur Französisch verstehe. „Warum Französisch?“, fragte jemand. „Weil das elitär ist“, sagte die Lehrerin. Niemand hielt das für ein schwaches Argument.

Seit die Gerüchtekampagne in Schwung gekommen war, stieg der Koffeinkonsum unter den Damen der Broersvest auf besorgniserregende Höhen. Die Kaffeetreffen am Vormittag nahmen einen wissenschaftlichen Charakter an. Jede Nachbarin verfügte inzwischen über mindestens drei anonyme Quellen, zwei verlässliche Vermutungen und eine Schwägerin, die „ganz nah am Geschehen“ war, obwohl sie nur zwei Nachmittage pro Woche in der Bibliothek arbeitete.

Die Damen unterhielten sich nicht mehr, sie recherchierten. „Hast du gehört, dass sie gestern böse geguckt hat?“ „Auf wen?“ „Das ist noch unklar.“ „Dann ist es ernster, als ich dachte.“ „Genau.“ Der örtliche Hausarzt verschrieb mehr Schlaftabletten als Antibiotika, und der Apotheker begann sich zu fragen, warum erwachsene Menschen so sichtlich an dem Unglück anderer Freude fanden.

Ihre Ehemänner hatten sich zuvor gegen das tägliche Klatschgeplauder gewehrt. Nach einigen Wochen taten sie das nicht mehr. Die Damen kamen nämlich jeden Abend auffallend energiegeladener nach Hause. Laut dem Hausarzt gab es dafür keine medizinische Erklärung. Laut dem Pfarrer ebenso wenig.

Nur der Friseur war der Meinung, dass Lästereien ein unterschätztes Aphrodisiakum seien. Niemand wagte es, ihm zu widersprechen. Im Gemeinderat wuchs unterdessen die Ernsthaftigkeit. Stampertje witterte seine Chance. Er war ein Mann, der sich nie beeilte, außer wenn jemand anderes stürzte. Dann konnte er bemerkenswert schnell laufen.

Während einer Ratssitzung zog er seinen Pullover glatt, setzte eine Miene auf, die er sich speziell für moralische Fragen aufhob, und sprach: „Herr Vorsitzender, lassen Sie keinen Zweifel daran bestehen. Wir erheben hier keinerlei Vorwurf. Im Gegenteil.“

Gerade deshalb müssen wir alles bis auf den Grund untersuchen.“ „Aber was denn dann?“, fragte Perlenkette. „Das“, sagte Stampertje, „muss gerade untersucht werden.“ Der Rat nickte. Es war eine brillante Argumentation. Man wusste nicht, was geschehen war, und gerade deshalb war eine Untersuchung notwendig, um herauszufinden, warum man das Gefühl hatte, dass vielleicht etwas geschehen sein könnte.

Rookgordijn schob eine Mappe nach vorne. „Es gibt Agenturen“, sagte er, „die darauf spezialisiert sind.“ „Welche Agenturen?“, fragte Paarelketting. Rookgordijn räusperte sich. „Es gibt eigentlich nur eine Agentur, die ausreichend unabhängig ist.“ „Und die ist?“ „Sie fragen, und wir liefern.“

Jemand hätte Perlenkette warnen sollen. Aber sie war müde. Wer müde ist, glaubt manchmal, dass Vernunft ausreicht, um Unvernunft zu entlarven. Drei Tage später traf Lange Jaap ein. Er war groß, schlank und trug eine Aktentasche, als befände sich darin das Jüngste Gericht.

Er sprach leise, blickte ernst und machte sich Notizen, wenn jemand hustete. „Wir untersuchen nichts lieber als die Wahrheit“, sagte er bei seinem Eintreten.

„Das ist beruhigend“, sagte Paarelketting. „Das ist nicht immer die Absicht“, sagte Lange Jaap. Seine Methode war einfach. Er hörte jedem zu, der etwas über Paarelketting zu sagen hatte, vor allem, wenn diese Person sie nicht mochte.

Anonyme Zeugen hielt er für zuverlässig, weil sie anonym waren. Menschen, die es wagten, ihren Namen zu nennen, fand er auffallend selbstbewusst. Entlastende Aussagen fand er interessant, aber nicht ausschlaggebend. Belastende Aussagen fand er ebenfalls interessant, aber auf andere Weise.

Steekel kam zweimal vorbei. Das erste Mal mit Gerüchten. Das zweite Mal mit denselben Gerüchten, aber lauter. Lange Jaap notierte sorgfältig: „Konsistentes Bild.“ Teek lieferte Ausdrücke aus seinem eigenen Forum. „Das beschäftigt die Stadt“, sagte er. „Wer schreibt das alles?“, fragte Lange Jaap. „Die Stadt“, sagte Teek. Lange Jaap nickte. Eine Stadt als Zeuge – das machte Eindruck.

Inzwischen verwandelte sich das Rathaus in einen Bienenstock ohne Honig. Überall wurde geflüstert. Menschen, die sich jahrelang nicht angesehen hatten, beugten sich nun vertraulich zueinander. „Wurdest du schon angehört?“ „Nein, und du?“ „Ja.“ „Was hast du gesagt?“ „Dass ich mich nicht traue, etwas zu sagen.“ „Mutig.“ „Das fand Lange Jaap auch.“

Ein Mitarbeiter, der nie Angst gehabt hatte, begann sich zu fragen, ob er das vielleicht verdrängt hatte. Ein anderer erinnerte sich plötzlich daran, dass Paarelkettling drei Jahre zuvor „Guten Morgen“ in einem Ton gesagt hatte, der im Nachhinein betrachtet zu energisch gewesen war.

Sogar die Pflanzen im Verwaltungsflügel wirkten nervös. Hugo Vlot organisierte sofort eine Besprechung zum Thema soziale Sicherheit. „Wir müssen Gefühle ernst nehmen“, sagte er. „Auch wenn sie nicht stimmen?“, fragte Paarelkettling. „Gefühle stimmen immer.“

„Dann brauchen wir gar nichts mehr zu untersuchen.“ „Das ist zu kurz gedacht.“ „Und wenn jemand das Gefühl hat, dass Sie unfähig sind?“ Hugo Vlot lächelte gequält. „Dann müssen wir den Kontext dieser Wahrnehmung betrachten.“ „Genau“, sagte Paarelketting. Das wurde später als einschüchternde Intervention interpretiert.

Die Spitzenbeamten waren unterdessen eifrig mit ihrer Lieblingsbeschäftigung beschäftigt: sich abzusichern. Es tauchten Memos auf. Nicht darüber, was wahr war. Sondern darüber, wer wofür zur Verantwortung gezogen werden könnte, sollte sich später herausstellen, dass jemand irgendwo etwas hätte tun müssen, was er nicht getan hatte, weil ein anderer dies grundsätzlich hätte vorbereiten können.

Redelijck, die Stadtsekretärin, verfasste eine Notiz mit dem Titel: Verantwortung im Zusammenhang mit prozessorientierter Meinungsbildung innerhalb der Verwaltungsdynamik. Niemand las sie. Alle lobten sie. „Eine hervorragende Notiz“, sagte Rookgordijn. „Sehr ausgewogen“, sagte Hugo Vlot. „Was steht darin?“, fragte Paarelketting.

Es herrschte Stille. „Es geht vor allem um die Richtung“, sagte Redelijck. „Welche Richtung?“ „Vorwärts.“ „Wohin?“ „Das müssen wir gemeinsam erkunden.“ Oft habe ich mich gefragt, ob die Hölle wirklich Feuer braucht. Vielleicht reicht ein Sitzungssaal mit Systemdecke, lauwarmem Kaffee und Menschen, die „gemeinsam erkunden“ sagen.

Perlenkette wurde unterdessen immer ungeduldiger. „Das ist doch Wahnsinn“, sagte sie zu Rauchvorhang. „Das ist Ihre Wahrnehmung“, sagte Rauchvorhang.

„Meine Wahrnehmung? Sie wissen doch selbst, dass das auf Gerüchten basiert?“ „Gerüchte können Hinweise sein.“

„Und Hinweise können Gerüchte sein.“ „Genau diese Unterscheidung“, sagte Rauchvorhang, „ist gerade Gegenstand der Untersuchung.“

Dagegen ließ sich nichts einwenden, weil darin nichts steckte. Die Stärke der Verwaltungssprache besteht darin, dass sie eine Leere so ausschmücken kann, bis sie wie ein Gedanke wirkt. Als der Bericht erschien, hatte die Stadt ihn bereits gelesen, noch bevor jemand ihn aufgeschlagen hatte.

Die Schlussfolgerung war nämlich bereits im Voraus bekannt. Das ist der Vorteil einer gut vorbereiteten Untersuchung. Lange Jaap präsentierte seine Ergebnisse im Ratssaal. Er sprach von Mustern, Signalen, Führungsstil, empfundenem Druck, kontextuellen Spannungen und einem weit verbreiteten Gefühl der Unsicherheit. „Wie weit verbreitet?“, fragte jemand. „Weit genug“, sagte Lange Jaap.

„Von wie vielen Menschen?“ „Das ist vertraulich.“ „Aber ist es wahr?“ Lange Jaap sah aus, als wäre ihm eine unangebrachte Frage gestellt worden. „Wahrheit“, sagte er, „ist in solchen Prozessen ein vielschichtiger Begriff.“ Stampertje schloss kurz die Augen. Er genoss es. Blaue blickte ernst.

Houtwurm schrieb etwas auf, das er später selbst nicht mehr lesen konnte. Rookgordijn saß regungslos da, wie ein Mann, der schon lange wusste, wo die Türen waren. Paarelketting hörte zu und spürte, wie sich etwas in ihrer Brust zusammenzog. Nicht, weil sie sich für völlig unschuldig hielt. Das war sie nicht. Sie war scharf gewesen. Manchmal zu scharf.

Sie hatte Menschen verletzt, ohne es immer zu merken. Sie hatte geglaubt, dass gute Absichten sie von Taktgefühl befreien. Sie hatte sich Feinde gemacht und diese anschließend unterschätzt. Aber was hier geschah, war etwas anderes. Hier wurden Schwächen zu Verbrechen umgeschmolzen.

Hier wurde Stil zur Sünde erhoben. Hier wurde Ärger als Moral getarnt. Und das Schlimmste war: Die Tarnung saß gut. „Darf ich etwas dazu sagen?“, fragte sie. „Natürlich“, sagte Stampertje. „Wir legen großen Wert auf das Recht auf Anhörung.“ „Dann möchte ich sagen, dass dieser Bericht einseitig ist.“ Lange Jaap machte sich eine Notiz.

„Was schreiben Sie da gerade auf?“, fragte Paarelkettling. „Dass Sie die Ergebnisse nicht anerkennen.“ „Aber das stimmt doch?“ „Gewiss“, sagte Lange Jaap. „Das bestätigt das Bild.“ „Welches Bild?“ „Dass Sie Schwierigkeiten mit Kritik haben.“ In diesem Moment begriff Paarelkettling, dass sie sich nicht in einer Sitzung befand, sondern in einem Spiegelsaal, in dem jede ihrer Bewegungen gegen sie verwendet wurde.

Wenn sie schwieg, war sie kühl. Wenn sie sprach, war sie dominant. Wenn sie sich verteidigte, leugnete sie. Wenn sie nachgab, gestand sie. Es gibt Prozesse, in denen man nur verlieren kann, weil die Niederlage das einzig zulässige Ergebnis ist. Am nächsten Morgen stand die Stadt in Flammen. Nicht im wörtlichen Sinne.

Dafür war Jenevercity zu feucht. Aber moralisch brannte sie lichterloh. Im Forum von Teek tauchten Hunderte von Beiträgen auf. „Endlich Gerechtigkeit!“ „Wir wussten es schon seit Jahren!“ „Meine Nachbarin hat das auch gespürt!“ „Ein Bekannter meines Schwagers hat einmal etwas gehört!“

„Wo Rauch ist, ist auch Feuer!“ Letzteres schrieb jemand, der selbst schon seit Monaten Rauch machte. Die überregionalen Medien kamen. Das fanden die Einwohner schrecklich. Und herrlich. Man beklagte die Schädigung des Stadtimages und gab anschließend drei Interviews pro Person.

Steekel schritt über den Markt wie ein Feldherr nach einer gewonnenen Schlacht. „Das Volk hat gesprochen“, sagte sie. „Welches Volk?“, fragte ich. „Das Volk, das Recht hat.“ „Ist das immer dasselbe Volk?“ Sie sah mich misstrauisch an. „Sie stellen gefährliche Fragen.“ „Alle Fragen sind gefährlich für den, der die Antwort bereits kennt.“

„Sind Sie sich ihrer Seite sicher?“ „Meine liebe Dame“, sagte ich, „ich bin mir nicht einmal meiner eigenen Seite sicher.“ Das fand sie nicht gerade beruhigend. Paarelkettling trat zurück, noch bevor die Tinte des Berichts richtig getrocknet war. Das schien vernünftig. Es war katastrophal.

Denn wer geht, bestätigt in den Augen der Öffentlichkeit, dass es etwas zu bestätigen gibt. „Siehst du“, sagte der Bäcker. „Siehst du“, sagte der Metzger. „Siehst du“, sagte der Florist. Niemand sagte, was man genau sah. Das war auch nicht nötig. Die Worte „siehst du“ gehören zu den mächtigsten Waffen der menschlichen Zivilisation.

Sie beweisen nichts, schließen aber alles ab. In den Tagen danach liefen die Hauptakteure mit den ernstesten Gesichtern von Menschen herum, die eine Katastrophe verursacht hatten und sich nun um die Opfer sorgten. Stampertje erklärte, dass niemand dies gewollt habe.

Blaue sagte, es sei ein trauriger Tag. Houtwurm rief zur Besinnung auf. Rookgordijn schlug vor, Lehren daraus zu ziehen. Hugo Vlot kündigte ein Kulturprojekt an. Lange Jaap schickte eine Rechnung. Die Stadt atmete erleichtert auf.

Nicht, weil Gerechtigkeit geübt worden war, sondern weil die Geschichte ein Ende gefunden hatte, das man verstehen konnte. Ein Sturz. Ein Schuldiger. Ein Bericht. Ein neuer Bürgermeister. Mehr braucht die durchschnittliche Gemeinschaft nicht, um mit alten Gewohnheiten weitermachen zu können. Und doch blieb etwas hängen.

Ein Geruch. Ein Nachgeschmack. Selbst in Jenevercity, wo man an vieles gewöhnt war, begannen sich einige zu fragen, ob man nicht etwas zu eifrig mitgemacht hatte. Der Wirt meines Hotels sagte eines Abends: „Sie war vielleicht nicht einfach.“ „Nein“, sagte ich. „Aber das ist noch kein Verbrechen.“ „Nein.“

„Und wir waren vielleicht auch nicht einfach.“ Ich sah ihn an. Er erschrak über seine eigene Ehrlichkeit und schenkte schnell zwei Genevers ein. „Vergiss, was ich gesagt habe.“ „Das wird die Stadt schon tun“, sagte ich. An meinem letzten Abend spazierte ich an der Schie entlang. Der Nebel lag tief über dem Wasser. Die Laternen spiegelten sich wie müde Sterne.

In der Ferne schlug die Kirchenglocke neun Uhr, die Stunde, zu der sich Jenevercity gewöhnlich zur Ruhe begab, um am nächsten Tag frisch weiterflüstern zu können. Ich sah Steekel noch ein letztes Mal. Sie stand auf einer Brücke und blickte zum Rathaus. „Sie reisen ab?“, fragte sie. „Morgen.“ „Dann werden Sie uns vermissen.“

„Zweifellos.“ „Sie werden doch ehrlich schreiben?“ „Das versuche ich.“ „Dann schreiben Sie, dass wir nur die Wahrheit wollten.“ Ich schwieg. „Warum sagen Sie nichts?“, fragte sie. „Weil das jeder sagt.“ Sie drehte sich um und verschwand im Nebel.

Kurz darauf hörte ich über den Dächern ein seltsames Rauschen. Vielleicht war es der Wind. Vielleicht ein Besen. Vielleicht nur die Einbildung eines müden Berichterstatters. Am nächsten Morgen verließ ich Jenevercity. Im Zug dachte ich an „Paarelkettling“.

Nicht als Heilige. Nicht als Märtyrerin. Nicht als Monster. Sondern als Mensch. Und genau das ist das Bild, das am schwersten festzuhalten ist. Menschen lieben keine Menschen. Sie lieben Rollen. Held. Schurke. Opfer. Täter. Hexe. Retter. Sobald jemand einmal eine Rolle zugeteilt bekommen hat, muss man nicht mehr hinschauen.

Man muss nur noch wiederholen. Deshalb sind Flüsterkampagnen so wirkungsvoll. Sie erfordern keinen Mut. Keine Beweise. Keine Denkarbeit. Nur einen Mund. Mein Chef las die letzte Seite, nahm seine Brille ab und sah mich an. „Und?“ „Niemand war ganz schuldig.“ „Wie immer.“

„Niemand war völlig unschuldig.“ „Wie immer.“ „Der eine war eitel. Der andere nachtragend. Der dritte feige. Der vierte dumm. Der fünfte professionell.“ „Professionell?“ „Ja. Das ist manchmal das Gefährlichste.“ Mein Chef nickte. „Und die Bürgermeisterin?“ „Ein Mensch.“

„Das wird ihr nicht verziehen.“ „Nein.“ Er schloss die Akte. „Wohin führt der nächste Auftrag?“, fragte ich. Er lächelte. „Nach Kiew, dort sollen sogar die Vögel korrupt sein.“ Ich seufzte. „Also wieder dieselben Leute?“

„Nur größere Gebäude.“ Davon hat fast jeder eines. Zurück in der Fünften Schlucht der Malebolge reichte ich meinen Bericht ein. Mein nächster Auftrag lag bereits bereit. Ich sollte dem hartnäckigen Gerücht nachgehen, dass sogar die Vögel in Kiew korrupt seien. Diese Untersuchung kostete mich Jahre, viel mehr Zeit, als ich gedacht hatte.

Ohne jeden Zweifel wurde dies auch der schönste Auftrag meines Lebens, und Mann, habe ich das genossen und mich über das Bild amüsiert, das unsere politischen Eliten und die Journalisten von der Ukraine zeichneten. Dieses Bild hätte nicht weiter von der Realität entfernt sein können.

Aber die breite Masse reagiert darauf sehr empfindlich. Die gelb-blauen Flaggen hingen 2022 in fast jeder Straße in den Niederlanden. Jetzt nicht mehr. Es dauert immer eine Weile, bis die tatsächliche Situation bei der breiten Masse ankommt. Politische Eliten und Journalisten der Mainstream-Medien, die sich bedingungslos dem falschen Narrativ verschrieben hatten, konnten nicht mehr zurück, und die Geschichten wurden immer unglaubwürdiger und fantasievoller.

Niemand ist verantwortlich. Niemand gibt zu, dass er Unrecht hatte. Politische Hauptakteure verschwanden von der Bildfläche. Neue Schwergewichte traten an ihre Stelle. Die Unterstützung blieb bedingungslos, unkontrolliert bis zum letzten Ukrainer. Das nannten wir Hilfe, aber mit solchen Freunden braucht man keine Feinde mehr.

Darauf komme ich in einer nächsten Geschichte zurück. „Absurdes Theater“ trifft es wohl am besten. Jahre später hörte ich, dass Jenevercity noch immer existierte. Dieselben Straßen. Derselbe Kai. Derselbe Ratssaal. Andere Verwaltungsbeamte. Neue Themen.

Neue Berichte. Neue Worte für alten Groll. Denn Städte lernen selten dazu. Menschen noch weniger. Nur das Geflüster wechselt den Namen. Und irgendwo, da bin ich mir fast sicher, saß Teek wieder hinter seinem Bildschirm, strich Steekel ihren alten Mantel glatt, beugte sich Stampertje über eine neue, besorgniserregende Formulierung, sprach Hugo Vlot über Sicherheit, notierte Lange Jaap ein verdächtiges Räusperrn und lächelte Rookgordijn auf die Art eines Menschen, der wusste, dass jeder Nebel früher oder später wieder nützlich sein würde.

Was Paarelketting betrifft: Sie verschwand aus der Stadt, aber nicht aus der Geschichte. Sie ging in Konkurs. Der örtliche Bauunternehmer (und beste Freund des ehemaligen Bürgermeisters Scheerjeweg, dem sie eine königliche Auszeichnung vorenthalten hatte), mit dem sie sich wegen einer horrend hohen Nachforderung für den Umbau ihrer zu großen Villa überworfen hatte, brachte einen Ortungssender unter ihrem Auto an, wurde dabei erwischt, verfolgt und stach sich – genau wie im 8. Kreis der Hölle – in die eigenen Füße.

Es gab keine Gewinner. Nur Verlierer. Auch die Stadt selbst, die von nur noch wenigen Außenstehenden ernst genommen wurde. Teek erlitt einen Herzstillstand, als er wieder einen gehässigen Kommentar zum x-ten Gerichtsverfahren von Paarelketting posten wollte, und Steekel stolperte in Zwart Nazareth über eine lose Pflasterplatte. Karma existiert. Das ist manchmal das einzige Recht, das bleibt.

Nicht, dass man gewinnt. Nicht, dass man Recht bekommt. Sondern dass jemand, und sei es erst Jahre später, noch einmal niederschreibt, dass die Wahrheit selten schreit. Sie flüstert. Nur viel leiser als die Lüge.

Kommentar von Dik Momus: Integrität ist eine entscheidende Tugend, kann aber im politischen Kontext auch dazu genutzt werden, Gegner auszuschalten. Menschen, die am lautesten auf Integrität pochen, die sogenannten Anstandswächter, sind oft selbst am wenigsten integer. Sie legen anderen Normen und Grundwerte auf, an die sie sich selbst oft nicht halten. Zudem sind Übermut und Arroganz gefährliche Charakterzüge. Paarelketting wähnte sich unantastbar und wirkte auf ihre Gegner arrogant und eigensinnig. Das bot die Gelegenheit, sie durch eine Flüsterkampagne auszuschalten. Die „Vox populi“ kennt selten die Fakten und den Kontext.

## 2. Die beginnende Liebe ist süß, das Ende ist bitter

Aufgabe von Dik Momus: Gibt es wahre Liebe überhaupt oder ist sie eine Illusion, und wenn es sie gibt, warum ist sie dann so selten? Basiert die seit der Romantik an Popularität gewinnende Liebesbeziehung nicht auf tönernen Füßen, und ist eine Ehe aus geschäftlichen Gründen nicht stabiler?

### **Florenz, wo der Arno alles sah**

Mein Name ist Dik Momus. Ich bin Berichterstatter bei der Fünften Schlucht von Maleboge, einer Abteilung, die sich in der Regel mit Tyrannen, Verrätern, Bankiers, Höflingen, eifersüchtigen Liebhabern, gescheiterten Heiligen und anderen Geschöpfen befasst, die das Leben der Menschheit seit ihrer Entstehung unnötig verkomplizieren.

Eines Morgens – sofern man dort oben überhaupt von Morgen sprechen kann – rief mich mein Chef zu sich. Er saß hinter seinem Schreibtisch, der aus versteinertem Reuegefühl zu bestehen schien. Vor ihm lag keine dicke Akte, kein Stapel Pergamente voller Kriege und Verschwörungen, sondern nur eine dünne Mappe. „Florenz“, sagte er. „Mord?“, fragte ich.

„Natürlich.“ „Verrat?“ „Auch.“ „Geld?“ „Immer.“ „Dann ist es also wieder ein ganz normaler Fall.“ „Nein“, sagte er. „Hier geht es um Liebe.“ Ich schwieg. In unserer Abteilung löste dieses Wort immer Unbehagen aus. Über Mord konnte man ordentlich berichten. Für Staatsstrieche gab es Vorlagen. Für Korruption hatten wir sogar Standardrubriken. Aber Liebe?

Liebe war eine unberechenbare Kraft. Sie hielt sich nicht an Verfahren, Fristen oder vernünftige Erwartungen. „Was soll ich untersuchen?“, fragte ich. „Ob es wahre Liebe gibt.“ „Das scheint mir ein Thema für Dichter zu sein.“ „Genau deshalb schicken wir dich.“

Dichter übertreiben. Philosophen verirren sich. Theologen machen es zu kompliziert. Du schaust einfach hin.“ „Und wenn ich nichts finde?“ „Dann schreibst du das auf.“ „Und wenn ich doch etwas finde?“ Mein Chef blickte auf die Mappe. „Dann bewahren wir es sorgfältig auf. Das kommt selten vor.“

So kam ich nach Florenz, in ein Jahrhundert, in dem Männer mit Dolchen umhergingen, Frauen mit Geheimnissen, Priester mit Hintergedanken und Fürsten mit Gesichtern, die so glatt waren, dass selbst ihre Sünden daran abprallten. Florenz war schon damals keine Stadt mehr, sondern ein Kunstwerk, das von Menschen bewohnt wurde, die sich selbst für wichtiger hielten als die Stadt, die sie trug.

Tagsüber glänzten die Paläste in der Sonne. Abends färbten sich die Steine rot, als würden sie sich an die Morde erinnern, die in ihrem Schatten geplant worden waren. Der Arno floss ruhig durch alles hindurch, wie ein alter Zeuge, der längst gelernt hatte, dass Menschen kommen und gehen, Wasser aber niemals Partei ergreift.

Ich spazierte am Fluss entlang und dachte an Heraklit. Panta Rhei. Alles fließt. Nur der Mensch versucht, den Fluss mit Titeln, Verträgen, Besitz, Ehen, Gelübden und Testamenten aufzuhalten. Er sagt: mein Haus, mein Name, meine Frau, mein Kind, mein Körper, mein Ruhm. Die Zeit lächelt nur. Sie weiß, dass alles eines Tages wieder zurückgefordert wird.

In Florenz wusste man das vielleicht besser als anderswo, aber man handelte nicht danach. Im Gegenteil. Gerade dort, zwischen Kirchen, Fresken, Bankiershäusern, Geheimgängen und duftenden Gärten, versuchte man, das Vergängliche mit Gold zu überziehen. Die Medici waren darin Meister.

Sie sammelten Macht, wie andere am Meer Muscheln sammeln: scheinbar mühelos, aber niemals ohne Begierde. Sie kauften sich Künstler, Bischöfe, Ehen, Feinde und hin und wieder ein Gewissen. Dennoch wäre es ungerecht, sie lediglich als Raubtiere zu beschreiben.

Das ist das Schwierige an Menschen: Selten sind sie einfach genug, um rein böse zu sein. Sie schenkten der Welt Schönheit. Doch Schönheit wird oft mit Angst finanziert. In dieser Stadt, in der der Teufel manchmal besser gekleidet war als die Engel, tauchte Bianca Capello auf.

Sie stammte aus Venedig, einer Stadt, die selbst einer Frau glich: verführerisch, spiegelnd, gefährlich, wunderschön und stets dabei, langsam im Wasser zu versinken. Bianca war jung, von guter Herkunft und mit jener Art von Schönheit gesegnet, die nicht nur in den Gesichtszügen wohnt.

Es gibt Frauen, die schön sind, solange sie schweigen. Es gibt Frauen, die schöner werden, sobald sie sprechen. Bianca gehörte zu dieser zweiten Art. Sie besaß Anmut ohne Affektiertheit, Sanftheit ohne Schwäche und eine verspielte Intelligenz, die Männer zunächst beruhigte und dann entwaffnete.

Wenn sie lächelte, schien sie nicht den Raum zu erhellen, sondern die Menschen in diesem Raum daran zu erinnern, dass sie einst selbst Licht besessen hatten. In Venedig hatte sie Piero Bonaventuri kennengelernt. Piero war kein Fürst. Kein Kardinal. Kein Feldherr.

Kein Mann, für den die Geschichte gewöhnlich ihre beste Tinte verschwendet. Er war Bankangestellter, was damals bedeutete, dass er nah genug am Geld stand, um davon verdorben zu werden, aber nicht hoch genug, um wirklich davon geschützt zu sein.

Bianca und Piero verliebten sich. Hoffnungslos sagt man dann. Dieses Wort ist gut gewählt. Viel junge Liebe ist süß, weil sie noch nichts vom Morgen weiß. Sie isst vom Honig und vergisst die Biene. Sie sieht die Tür und nicht das Schloss. Sie hört die Musik und nicht die Stille, die darauffolgt.

Biancas Eltern hätten Piero niemals akzeptiert. Er stand zu tief in der Hierarchie. In der Welt der Familien, Wappen und Mitgiften ist Liebe nur so lange akzeptabel, wie sie die Finanzen nicht durcheinanderbringt. Also flohen sie. Das tun Liebende in alten Geschichten gerne.

Sie glauben, der Welt zu entkommen, indem sie die Stadt wechseln. Doch die Welt reist leicht. Sie passt in einen Koffer, in einen Brief, in eine Erinnerung, in einen Namen. Bianca und Piero zogen nach Florenz und heirateten heimlich. Für Piero hätte das den Tod bedeuten können. Für Bianca ein Kloster.

Das Gesetz ist selten so streng wie dann, wenn junge Menschen etwas tun, worum alte Menschen sie insgeheim beneiden.

Sie lebten im Untergrund, in der Nähe von San Marco, in Zimmern, in denen die Liebe bald kleiner wurde als das Bett, schmaler als die Tür und beengender als die Straße, auf der sie sich nicht frei bewegen konnten. Früher muss es schön gewesen sein. Zwei junge Menschen. Eine gemeinsame Angst. Ein Geheimnis. Eine Hand, die im Dunkeln nach der anderen sucht.

Doch selbst die leidenschaftlichste Liebe wird auf die Probe gestellt durch feuchte Wände, geschlossene Fensterläden und die ständige Bedrohung, dass jeder Schritt auf der Treppe der letzte sein könnte. Piero, der sein Leben riskiert hatte, um sie zu besitzen, erkannte vermutlich schon bald, dass Besitz eine armselige Form der Liebe ist.

Wer eine Frau aus Liebe einsperrt, und sei es auch nur mit sich selbst, macht die Geliebte früher oder später zu einem Spiegel seiner eigenen Unzulänglichkeit. Bianca verdorrte nicht. Dafür war sie zu lebendig. Aber sie blickte immer öfter zum Fenster hinaus. Nicht, um zu fliehen. Noch nicht.

Sondern um sich daran zu erinnern, dass es außerhalb des Zimmers eine Welt gab. Und dann sah Francesco de' Medici sie. Es gibt Augenblicke, die sich nicht wie Augenblicke verhalten. Sie sind kurz in der Zeit, aber lang in ihren Folgen. Sie dauern vielleicht drei Sekunden, werfen aber einen Schatten über Jahrzehnte.

Francesco war damals bereits an eine Ehe gebunden, die von anderen als vernünftig bezeichnet wurde. Das ist oft die traurigste Art von Ehe. Seine Frau, Johanna von Habsburg, war kaiserlicher Abstammung, von korrekter Stellung und kühler Ausstrahlung.

Sie hatte alles, was sich eine Dynastie wünschen konnte, und wenig, was einen Mann erwärmen konnte. Francesco war kein einfacher Romantiker. Er war ein Medici. Er kannte Macht, Kalkül, Rang und Gefahr. Er wusste, dass ein Blick falsch verstanden werden konnte, dass ein Lächeln einen ganzen Hof in Bewegung versetzen konnte und dass Liebe an einem Hof niemals nur Liebe blieb.

An einem Hof wurde sogar ein Seufzer zur Politik. Dennoch war er verloren, sobald er Bianca sah. Nicht, weil sie nur schön war. Schönheit allein reicht selten aus. Florenz kannte schöne Frauen so gut, wie Kirchen Kerzen kennen. Aber Bianca besaß etwas anderes: eine Lebendigkeit, die sich nicht zähmen ließ.

Sie war nicht laut, nicht frech, nicht theatralisch. Sie besaß vielmehr die seltene Gabe, präsent zu sein, ohne sich in den Vordergrund zu drängen. Francesco sah sie an und spürte vermutlich etwas, das kein Hofmeister, Beichtvater, Ehefrau, Bruder oder Minister für ihn ordnen konnte.

Ich stand in einiger Entfernung. Berichterstatter aus der Fünften Schlucht werden selten bemerkt. Das ist ein Vorteil in der Liebe und ein Nachteil bei Abendessen. Francesco sprach sie bei dieser ersten Begegnung kaum an.

Er verbeugte sich, sagte etwas Höfliches und wandte dann den Blick ab – mit der eifrigen Scheinselbstbeherrschung eines Mannes, der nicht zeigen will, dass seine innere Festung soeben kampflos eingenommen wurde.

Bianca antwortete höflich. Aber sie wandte den Blick nicht sofort ab. Das reichte. Wer glaubt, dass Liebe mit Worten beginnt, hat wenig von der Liebe verstanden. Worte kommen später, wenn die Seele bereits Verrat begangen hat. An jenem Abend spazierte ich am Arno entlang.

Die Stadt roch nach nassem Stein, Pferden, Kerzenwachs und Orangenschalen. In einer Gasse lachte eine Frau. Auf einem Balkon spielte jemand leise auf einer Laute. Aus einem Palast drang Streit, denn selbst in Marmor wohnen unglückliche Menschen. Ich dachte an Orpheus. Nicht, weil Francesco Musik machte, sondern weil jede große Liebe früher oder später auf ihre Unterwelt trifft.

Orpheus verlor Eurydike nicht, weil er sie nicht liebte, sondern weil er sie zu sehr behalten wollte. Er blickte zurück. Nicht aus Untreue, sondern aus Angst. Das ist vielleicht die älteste Tragödie der Liebe. Die Angst vor dem Verlust zerstört oft das, was die Liebe selbst hätte bewahren können.

Francesco wusste damals noch nicht, dass er bereits in seine Unterwelt eingetreten war. Bianca ebenso wenig. Aufkeimende Liebe ist süß. Sie denkt nie an die Quittung. Als sich zwei Blicke trafen. Es gibt Begegnungen, die man im Nachhinein als Zufall bezeichnet, weil das Wort „Schicksal“ zu viel Verantwortung zu tragen scheint. Ich glaube nicht so recht daran.

Nachdem ich die Menschen tausende von Jahren lang beobachtet habe, bin ich vorsichtig geworden mit Begriffen wie Zufall und freiem Willen. Vielleicht gleichen sie zwei Reisenden, die sich ständig abwechseln, ohne sich jemals wirklich voneinander zu verabschieden. Manchmal dachte ich an einen Oberleitungsbus.

Der Fahrer hielt das Lenkrad fest im Griff, blickte aufmerksam nach vorne und glaubte, jede Kurve selbst zu wählen. Doch die Oberleitung bestimmte schon lange die Richtung. Vielleicht ist es beim Menschen nicht anders.

Er wählt seine Worte, seine Freunde und seine Geliebten, während er nur selten ahnt, wie viele Fäden schon vor seiner

Geburt gespannt wurden. Dennoch beschäftigte mich eine Frage. Wenn die Route größtenteils feststeht, warum verhalten sich dann zwei Menschen so unterschiedlich, wenn sie denselben Weg gehen? Ich hatte Brüder gesehen, die von derselben Mutter großgezogen worden waren.

Der eine wurde ein sanftmütiger Mensch, der lieber verlor, als einem anderen wehzutun. Der andere verwandelte sich in ein Raubtier, das nicht einmal seinem eigenen Spiegelbild traute. Seitdem glaubte ich weniger an die Erziehung als die meisten Philosophen.

Der Charakter ist ein seltsamer Gast. Er klopft nicht an. Er ist schon da, bevor wir sprechen lernen. Vielleicht ist der Mensch weniger der Architekt seines Charakters als vielmehr dessen Gärtner. Er wählt den Boden nicht aus. Er entscheidet lediglich, wie er ihn pflegt. Francesco besaß einen Charakter, der ständig mit sich selbst im Konflikt stand.

Er liebte die Wissenschaft, die Astronomie, seltene Pflanzen, Mineralien, die Kunst und die Stille der Labore. Er hätte ohne Weiteres ein Gelehrter werden können. Doch er war als Medici geboren. Das war kein Beruf. Das war eine Bestimmung. Seine Familie erwartete Macht.

Sein Volk erwartete Führung. Sein Vater erwartete Gehorsam. Die Geschichte erwartete einen Großherzog. Niemand fragte jemals, was Francesco selbst sich wünschte. Vielleicht geschah das bei nur wenigen Herrschern. Eine Krone gleicht einem goldenen Vogelkäfig. Von außen glänzt sie. Von innen bleibt sie ein Käfig.

Als Francesco Bianca wieder traf, diesmal in den Boboli-Gärten, war es Frühling. Florenz hatte sich in einen sanften grünen Schleier gehüllt. Die Orangenbäume trugen Blüten.

Springbrunnen flüsterten gegen Statuen, die schon seit Jahrhunderten so taten, als hörten sie nichts.

Bianca schlenderte langsam an einer Marmoralustrade entlang. Nicht, weil sie es eilig hatte. Sondern weil Menschen, die wirklich elegant sind, sich selten beeilen. Francesco blieb stehen. Er sagte nichts. Sie ebenfalls nicht. Manche Schweigen sind länger als Gespräche. „Sie lieben Blumen“, sagte Francesco schließlich.

Bianca lächelte. „Nein.“ Er blickte überrascht. „Ich liebe Menschen, die Blumen zu schätzen wissen.“ Diese Antwort verfolgte ihn sein ganzes Leben lang. Er lachte. Nicht laut. Eher so, wie jemand lächelt, der unerwartet eine Tür entdeckt, von deren Existenz er nichts wusste.

Von diesem Moment an veränderte sich ihre Beziehung. Nicht plötzlich. Liebe wächst meist so, wie ein Fluss entsteht. Tropfen für Tropfen. Quelle für Quelle. Bis sich niemand mehr daran erinnert, wo das Wasser eigentlich seinen Ursprung hatte. Sie trafen sich öfter. Immer wieder zufällig. Zumindest nannte der Hof diese Begegnungen so.

In Wirklichkeit ist ein Hof der am wenigsten zufällige Ort der Welt. Jeder Blick wird gesehen. Jedes Lächeln wird in Erinnerung behalten. Jeder Spaziergang wird beschrieben. Und jede Stille wird gedeutet. Die Höflinge bildeten eine wundersame Spezies. Sie lebten nicht von Brot. Nicht von Wein. Sondern von Vermutungen.

Wenn sich zwei Menschen dreimal begegneten, wusste der Hof nach einer Woche mit Sicherheit, dass sie ein Liebespaar waren. Wenn sie sich wirklich liebten, wusste der Hof das oft schon früher. Nicht, weil Höflinge scharfsinnig sind. Sondern weil Eifersucht außergewöhnlich gut beobachten kann. Ich habe mich schon immer über

Eifersucht gewundert. Sie ist das einzige Gefühl, das sogar das Glück anderer als persönlichen Verlust empfindet. Vielleicht ist sie deshalb so unersättlich.

Eines Abends fragte Bianca: „Glauben Sie an das Schicksal?“ Francesco blickte auf den Arno. „Ich glaube, dass wir Entscheidungen treffen.“ „Immer?“ Er schwieg. „Nicht immer.“ „Wann denn nicht?“ „Wenn das Herz schneller entscheidet als der Verstand.“ Bianca blickte auf das Wasser.

„Dann treffen wir vielleicht gar keine Entscheidung.“ Francesco lächelte. „Das klingt gefährlich.“ „Das ist Liebe meistens.“ Ich hörte ihre Worte und dachte an einen alten Text aus Indien. Dort stand, dass nichts wirklich unser Eigentum ist. Unser Reichtum. Nicht unsere Gesundheit.

Nicht unsere Geliebten. Nicht einmal unser Körper. Alles wird uns nur vorübergehend anvertraut. Vielleicht entsteht Eifersucht genau in dem Moment, in dem Liebe zum Besitz werden will. Wer sagt: „Du gehörst mir“, hat bereits vergessen, dass kein Mensch jemals einen anderen wirklich besitzt.

Vielleicht ist die Liebe gerade deshalb so zerbrechlich. Sie verlangt völlige Hingabe. Aber sie lehnt Besitz ab. Das ist ein Widerspruch, über den die meisten Menschen ihr ganzes Leben lang stolpern. Francesco begann immer öfter, die Abende zu verfluchen, an denen Bianca nicht erschien.

Er arbeitete. Empfing Gesandte. Unterzeichnete Beschlüsse. Unterzeichnete Verträge. Doch seine Gedanken schweiften woanders hin. Ich sah, wie er während der Sitzungen abwesend aus dem Fenster blickte. Minister sprachen über Steuern.

Er sah nur die Boboli-Gärten. Generäle sprachen über Befestigungsanlagen. Er hörte nur ihre Stimme. Ein Bischof hielt eine lange Rede über die Verantwortung eines Herrschers. Francesco notierte gedankenverloren ein einziges Wort am Rand seiner Unterlagen.

### **Bianca.**

Einige Höflinge bemerkten es. Das reichte aus. Ein Hof lebt von zwei Dingen. Ehrgeiz. Und Langeweile. Wenn der Ehrgeiz für einen Moment schlummert, übernimmt die Langeweile sofort das Ruder. Innerhalb weniger Wochen wurde getuschelt.

Innerhalb weniger Monate wusste man es sicher. Innerhalb eines Jahres behauptete jeder, dabei gewesen zu sein, als die Liebe begann. Niemand war dabei gewesen. Nur der Arno. Und Flüsse sprechen nicht. Ich dachte an Orpheus zurück. Nicht an seinen Abstieg.

Sondern an seine erste Begegnung mit Eurydike. Wahrscheinlich dachte auch er, dass die Welt schöner geworden war. Vielleicht war sie das auch. Nur währt Schönheit nie lange genug für Menschen, die sie festhalten wollen. Die Sonne sank langsam hinter den Hügeln.

Florenz färbte sich golden. Francesco sah Bianca an, als würde er zum ersten Mal begreifen, dass ein Mensch gleichzeitig das größte Glück und die größte Gefahr für einen anderen sein kann.

Und irgendwo, ganz tief in mir, wusste ich, dass mein Auftrag schwieriger werden würde, als ich jemals vermutet hatte. Ich war nach Florenz geschickt worden, um zu untersuchen, ob es wahre Liebe gab. Langsam begann ich zu befürchten, dass es sie tatsächlich gab.